

Das neue Jahr hat gerade erst begonnen. „Gefühlt“ ist es schon wieder alt. „Gefühlt“ ist fast alles beim Alten geblieben. Dies hängt vor allem mit der Coronapandemie zusammen. Die neue Virusvariante Omikron führt vielfach zu bereits bekannten, aber neu variierten Schutzmaßnahmen. Es bleibt zu befürchten, dass wir auch in diesem Jahr durch die Spirale neuer Virusvarianten und Schutzvariationen durchmüssen. Das ist keine sehr erfreuliche Vorstellung, aber eine wahrscheinliche, wenn man sich die Entwicklung des vergangenen Jahres ansieht.

Vor diesem Hintergrund sollte man in diesem neuen Jahr grundsätzlich auf allzu selbstbewusste Voraussagen verzichten. Denn nichts ermüdet und zermürbt so sehr wie nicht eingelöste Versprechen und falsche Ankündigungen. Stattdessen sollten wir lieber anerkennen: Leben geschieht. Gerade die hohe Mutationsfähigkeit des Coronavirus zwingt uns, einzugestehen, dass wir biologische Abläufe nur langsam erkennen und beeinflussen können. Es erfordert Demut, zu akzeptieren, dass unser Wissen immer vorläufig ist. Es erfordert Stärke, diese Bruchstückhaftigkeit öffentlich zuzugeben. Es erfordert auch die Bereitschaft der Menschen, die Bruchstückhaftigkeit des Erkennens mit all seinen Konsequenzen zu akzeptieren. Neue Erkenntnisse führen zu Veränderungen, die manchmal wie Fortschritte, manchmal wie Rückschritte aussehen. Die sich oft wechselnde Einschätzung der Gefahrenlage kann ermüden und mürbe machen. Es ist verständlich, dass manche sogar an der Sinnhaftigkeit von Forschungsergebnissen und Maßnahmen zu zweifeln beginnen.

Wir werden jedoch auch im aktuellen Jahr nicht von der Erfahrung verschont bleiben, dass Leben auf diese Weise geschieht – ob wir wollen oder nicht. Wichtig ist es, den langen Atem zu behalten. Hier kann uns eine spirituelle Praxis aus dem frühen Mönchtum weiterhelfen. Die alten Mönche kannten das Phänomen, sich müde zu fühlen und mürbe zu sein. Sie nannten es „acedia“. In solch einer Phase darf man weder in Panik geraten noch in Schwermut versinken. Es kommt darauf an, sich dem Leben zu stellen, wie es ist, und den eingeschlagenen Weg weiterzugehen. Die Aussprache mit einem erfahrenen Mitbruder kann helfen, ebenso die bewusste Erinnerung an andere Mitbrüder, die ähnliche Krisen durchlebt haben. Was für sie möglich war, ist auch für mich möglich. Neben dem medizinischen Kampf gegen die Pandemie wird der spirituelle Umgang mit Corona eine wichtige Aufgabe für viele sein.

Es wird in diesem Jahr auch darauf ankommen, inwieweit wir solidarisch sind. Es braucht die Solidarität in unserem Land. Wir sollten uns nicht gegenseitig als Sündenböcke beschimpfen, sondern sorgsam miteinander umgehen. Es braucht auch die Solidarität mit der ganzen Welt, denn das Coronavirus wird gnadenlos jede Möglichkeit ausnutzen, sich zu vermehren und weitere Varianten zu entwickeln. Nur wenn allen Ländern geholfen wird, kann die Pandemie überwunden. Die Sorge für alle hängt maßgeblich von uns reichen Ländern ab.

Dieser Vorausblick in das begonnene Jahr ist ernüchternd, aber ehrlich. Ich lerne aus der Geschichte, das Leben geschieht. Ich lerne aber auch daraus, dass ich Leben nicht nur geschehen lassen sondern mitgestalten kann, wenn ich es annehme, wie es ist.



17. Januar 2022: Gesundheit? – Ja, danke!

VON P. BRUNO ROBECK OCIST

Fast 40 Millionen Euro hat die katholische Aktion Dreikönigssingen im vergangenen Jahr eingebracht, obwohl die Sternsinger coronabedingt ausgebremst worden waren. Sie konnten nicht singend von Haus zu Haus ziehen. Sie mussten still die Segenssprüche zum neuen Jahr vor die Türen legen. In diesem Jahr waren die Kinder wieder vielerorts unterwegs. Sie kamen auch zu uns vor das Kloster. Tapfer sangen sie in der Kälte ihre Lieder mit Maske. Dann fuhren sie eine lange Stange mit Spendendose aus, um für die kranken und notleidenden Kinder in Afrika zu sammeln.

Das diesjährige Motto des Dreikönigssingens hat mich besonders angesprochen. Es begleitet mich jetzt noch, nachdem sich die Sternsinger wieder in Schulkinder zurückverwandelt haben. Das Motto stellt die Gesundheit in den Mittelpunkt – jedoch nicht auf die Art und Weise, wie wir sie in unseren Breiten üblicherweise verstehen. Bis vor Corona wünschte man jedem, der auch nur einmal kurz nieste: „Gesundheit!“. Ein nettes Zeichen des Wohlwollens und eine Höflichkeitsfloskel, bei der man nicht an eine schwere Erkrankung dachte. Seit dem weltweiten Ausbruch von covid-19 ist immer wieder der Wunsch zu hören: „Bleiben Sie gesund!“ Dieser Wunsch klingt ernsthaft und besorgt. Es wirkt in dieser Befehlsform aber auch etwas hilflos, denn Gesundheit kann man ebenso wenig befehlen wie Liebe, Frieden oder Freude. Gleichzeitig steckt jedoch ein positiver Kern in diesem „Bleiben Sie gesund!“. Es setzt den gesunden Zustand voraus, den es zu bewahren und zu erhalten gilt. Der Schatz der Gesundheit ist da. Er muss „nur“ noch geschützt werden.

Ganz anders klingt das Motto des Dreikönigssingens: „Gesund werden – gesund bleiben.“ Bei aller Sorge um die Erhaltung der eigenen Gesundheit dürfen wir die vielen Menschen nicht vergessen, die erst einmal gesund werden wollen. Viele Menschen auf der Welt sind krank, weil es ihnen an einfachsten Mitteln zur Abwehr von Krankheiten fehlt. Das war auch schon vor covid-19 so. Immer trifft es die Schwächsten und Ärmsten, vor allem die Kinder besonders hart. Neben akuter Nothilfe durch Ernährungsprogramme und medizinische Behandlung ist Bildung wichtig, damit schon die Kinder lernen, wie sie gesund werden und bleiben können, und damit sie erkennen, dass auch sie ein Recht auf Gesundheitsfürsorge haben. Die hier entstehende Dynamik unterstützten die Sternsinger mit ihrer diesjährigen Sammelaktion.

Und was können wir machen – außer spenden? Mit Blick auf unsere Gesellschaft empfinde ich Dankbarkeit und eine gewisse Beschämung. Ich bin dankbar, weil wir viel tun können, um gesund zu bleiben. Ich empfinde aber auch eine gewisse Beschämung, wenn ich sehe, wie diese Schutzmittel abgelehnt werden, während viele arme Länder vergeblich darauf warten.

„Gesundheit!“ ist mehr als ein schöner Wunsch. Sie ist die berechtigte Sehnsucht eines jeden Menschen. In diesem Jahr stellt sich sehr deutlich die Frage: Was tue ich, damit dieser Wunsch für möglichst viele Wirklichkeit wird und damit sich diese Sehnsucht für alle Menschen erfüllt?

Ob es jetzt auch noch die Chance hätte, Wort des Jahres zu werden? Die Gesellschaft für deutsche Sprache wählte im vergangenen Dezember das Wort „Wellenbrecher“. Es sollte etwas von Standhaftigkeit und Zuversicht vermitteln. Alle Bestimmungen, die das Coronavirus zurückdrängten, und alle Menschen, die sich an die Hygienekonzepte hielten und impfen ließen, trugen dazu bei, die vierte Coronawelle zu brechen. Zur Zeit werden jedoch die Stimmen immer lauter, die Aufhebungen statt Einhalten der Vorsichtsmaßnahmen fordern. Dabei sind alle von derselben Grundeinsicht geleitet: wir müssen handeln – nur bei der Antwort auf die Frage „wie?“ gehen die Ansichten weit auseinander.

Wenn man mich fragen würde, würde ich nicht vom „Wellen brechen“ sprechen, da dieser Ausdruck zu stark das „Brechen“ betont. Brechen ist immer mit Gewalt verbunden. Das Coronavirus kann jedoch nicht mit Gewalt – und schon gar nicht mit trotziger Kraftmeierei – beseitigt werden, sondern nur durch eine kluge Strategie, die sich den nie gleich bleibenden Umständen anpasst. Wer dagegen etwas bricht, lässt Zerbrochenes zurück. Wer sich selbst als Wellenbrecher einstuft und als Fels in der Brandung versteht, gerät leicht in Gefahr, dass seine Beziehungen einen Knacks bekommen oder im schlimmsten Fall zerbrechen. Es kommt darauf an, dass wir die Pandemie besiegen, nicht dass wir das gute Zusammenleben mit den anderen beschädigen oder zerstören. Hier liegt die gegenwärtige Herausforderung: Wie können wir gemeinsam mit all unseren unterschiedlichen Erfahrungshintergründen die Coronapandemie überwinden?

Es würde nicht weiterhelfen, wenn wir zu Wellenreitern werden würden. Wellenreiter sehen auch in großen Wellen keine Bedrohung und meinen, alles unter Kontrolle halten zu können. Auch wenn sie geschmeidiger wirken als Wellenbrecher und flexibler sind, ist ihr Spiel oft riskant, gefährlich und manchmal sogar falsch und egoistisch. Die Wellenreiter können auch für all jene gefährlich werden, die sich von ihrer scheinbaren Leichtigkeit und Originalität beeinflussen lassen. Eine Fehleinschätzung von Coronawellen durch solche Wellenreiter könnte fatale Folgen haben. Was also tun?

Mir fällt Jesus ein. Er war weder ein Wellenbrecher noch ein Wellenreiter. Die Evangelien berichten, dass er die Fähigkeit besaß, die tosende See zu beruhigen und über das Wasser zu gehen. Jesus dramatisiert nicht und bagatellisiert nicht. Er löst die bedrohliche Lage nicht durch Gewalt. Es scheint, dass es ihm aus seiner inneren Mitte heraus gelingt, die Situation zu befrieden. Solch eine souveräne Persönlichkeit bräuchten wir heute auch: die fähig ist, Gefahren zu erkennen und aufgeheizte Debatten zu versachlichen. Eine Persönlichkeit, der es gelingt, ein Angebot zu machen, um möglichst alle aus der Gefahrenzone herauszuholen. Wer dann in der Gefahrenzone bleiben möchte, möge bleiben. Trotzdem sollte es stets den ausgestreckten Arm geben, der immer zu helfen bereit ist. Denn auch diese ausgestreckte Hand gehört zu jener Art von Souveränität, die Jesus zu eigen war.

Ermüdet. Erschöpft. Aber nicht erledigt. Wir kämpfen noch immer mit dem Coronavirus. Mittlerweile macht sich die Hoffnung breit, dass sich unsere Bevölkerung neben den Geimpften durch die große Anzahl der infizierten und wieder genesenen Menschen immunisiert. Ob diese Rechnung aufgeht, werden wir sehen. Zunächst aber wird die Pandemie weiter unser Leben bestimmen. Und selbst wenn die Coronalage sich in unseren Breiten entspannen sollte, ist damit die weltweite Gefahr noch lange nicht gebannt.

Ermüdet. Erschöpft. Aber nicht erledigt. So fühle ich mich als Katholik. Die katholische Kirche in Deutschland kämpft um ihre Zukunft. Ein wichtiger Schritt in diesem Prozess war die dritte Synodalversammlung in Frankfurt am Main vor einer guten Woche. Als Vertreter der Ordensleute habe ich daran teilgenommen. Die schwierige Lage, in der sich die katholische Kirche befindet, hat pandemische Ausmaße. Sie bezieht sich keineswegs nur auf Deutschland, wird aber hier zur Zeit besonders sichtbar. Ich finde es ermutigend, dass die Problemstellungen gesehen werden und dass nach Lösungen gesucht wird. Es gibt Teillösungen, die direkt vor Ort umgesetzt werden können. Es gibt aber auch Themen, die nur auf weltkirchlicher Ebene behandelt werden können. Ich finde es sehr wertvoll, dass wir Katholiken zu einer Kirche gehören, die die Absolutsetzung einzelner Regionen verhindert. Die Kehrseite ist jedoch ein immenser Energie- und Zeitaufwand, um sich gegenseitig verständlich zu machen und um unterschiedliche Geschwindigkeiten in der Entwicklung abzugleichen. Bereits im letzten Jahrhundert haben deutsche Theologen das katholische Selbstverständnis mitgeprägt. Daher sind auch die Texte des Synodalen Weges theologisch ausgefeilt. Wenn diese Texte auch lokal aus Deutschland stammen, so sind sie doch aus globaler Perspektive geschrieben. Dies ist ein wichtiger Ansatz. Denn die Missstände, die mit ihrer Hilfe in der Kirche abgestellt werden sollen, sind in allen Regionen der Weltkirche zu finden, und deren Wurzeln ragen in die Tiefe der Kirchengeschichte hinein. Als kleines Beispiel aus der Geschichte sei nur der Umgang der Missionare mit den Ureinwohnern der Missionsgebiete erwähnt. Als aktuelles Beispiel sei auf vertrauenswürdige Ordensleute verwiesen, die berichten, wie in vielen Ländern auf der Südhalbkugel sexueller und geistlicher Missbrauch bis heute vielfach nicht ernst genommen, verschwiegen und vertuscht wird. Durch unsere eigenen Einsichten sind wir geradezu verpflichtet, uns durch Reformbestrebungen für einen Wandel in der gesamten Kirche einzusetzen.

Das Coronavirus kam plötzlich und begleitet uns im dritten Jahr. Wir lernen ständig dazu und wir dürfen weiter hoffen, dass der Pandemiezustand nicht auf Dauer bleibt. Vor 12 Jahren begann die katholische Kirche in Deutschland langsam das Ausmaß sexualisierter Gewalt und deren systemische Ursachen zu erkennen. Seit diesem Zeitpunkt wird immer sichtbarer, wie viele Betroffene es gibt, wie viele in dieses System verstrickt waren und wie lange nichts Wirksames dagegen unternommen wurde. In Rom war schon lange bekannt, dass sich die Missbrauchsthematik nicht lokal eingrenzen lässt. Gegen die Coronapandemie hat die Weltbevölkerung beherzt viel unternommen. Gegen die pandemischen Ausmaße ungerechter und zerstörerischer Strukturen in der Kirche geht der synodale Weg jetzt an. Möge er gelingen zum Wohle der Menschen und zur Ehre Gottes.

Was bleibt, ist: Asche. Wer am Aschermittwoch zum katholischen Gottesdienst kam, ging mit Asche auf dem Haupt wieder nach Hause. Dabei erleben wir zur Zeit so viel verbrannte Erde um uns herum. Putin legt die Ukraine in Schutt und Asche. Impfgegner und Impfbefürworter driften immer weiter auseinander. Sie stehen sich oft unversöhnt, wenn nicht gar feindlich gegenüber. Frieden ist in weite Ferne gerückt. Und nicht zu vergessen: die Coronapandemie, durch die wir auch weiterhin gefährdet bleiben. Wenn in unseren Breiten momentan auch kein lebensbedrohlicher Flächenbrand des Coronavirus zu befürchten ist, so bleibt doch die Infektionsgefahr wie das Wiederauflodern von Glutnestern unter der Asche bestehen.

Am Beginn der Fastenzeit bestätigt mir der Aschermittwoch meine traurige Erfahrung, dass das Leben vergänglich und gefährlich ist. Die Vergänglichkeit ist von Gott gegeben. Es wäre wohl keine gute Idee, wenn wir ewig auf dieser Erde leben würden. Die Gefährlichkeit aber ist vielfach menschengemacht. Im Kleinen wie im Großen lassen wir uns von unseren eigenen Gefühlen hinreißen und entbrennen im Zorn über andere oder im Eifer für unsere eigenen Interessen, ohne die Mitmenschen zu berücksichtigen.

Das Aschenkreuz mahnt zum Innehalten, Nachdenken und Umkehren. Es ist für alle gedacht. Es sollte keineswegs auf den letzten Mittwoch beschränkt sein. Die Bibel erzählt, dass der König von Ninive nach der Bußpredigt des Propheten Jona ein Bußgewand angezogen und sich in die Asche gesetzt hat. Er verzichtete auf seine königlichen Gewänder und setzte sich in den Dreck, noch bevor es sein Volk ihm nachtat (vgl. Jona 3,6). Hier wird niemand von oben nach unten mit Asche bestreut, noch wird Asche von unten nach oben aufgewirbelt, weil das Versagen „da oben“ unerträglich geworden ist. Wir sollten uns alle gemeinsam auf den Ascheplatz setzen und auf Augenhöhe miteinander reden. Dadurch werden nicht alle Probleme gelöst. Es besteht jedoch die Möglichkeit, den anderen zu verstehen. Vielleicht erfahren wir dann von so manchen, dass sie schon durch ein persönliches Feuer der Läuterung gegangen sind. Vielleicht stellt sich auch heraus, dass manche für die Übernahme einer Aufgabe verbrannt sind.

Die Fastenzeit hat in einer schwierigen Zeit begonnen. Die Asche zeigt, dass die Fastenzeit keinen anhaltenden Schwelbrand durch ein „immer weiter so“ akzeptiert. Das Feuer ist aus. Als trauriges Endprodukt eines Zerstörungsprozesses ist die Asche aber Zeichen des Neubeginns.

Neu aufbrechen heißt, sich der Gewalt der Lügen und der Zerstörung entgegenstellen, versuchen, den anderen zu verstehen, und umkehren, wo es notwendig ist. Manchmal muss man mit Gegengewalt reagieren. Meistens aber und vor allem zuallererst ist etwas anderes gefordert: Hauen wir nicht gegenseitig aufeinander drauf, sondern setzen uns gemeinsam auf dem Ascheplatz hin. Schauen wir in unser Herz, wo Umkehr notwendig ist, und in die Augen des Nächsten, um zu sehen, was er braucht. Lassen wir uns nicht entmutigen von dem Unrecht, dem Leid, der Zerstörung und dem Tod, die kein Ende nehmen, sondern packen wir an, wo es möglich ist. Und zwei Dinge sollten wir nicht unterschätzen: die gefährlichen Glutnester, die sich noch unter der Asche verbergen, und die unbändige Kraft Gottes, die immer wieder neu Leben schafft.

14.März 2022: Kampf ums Leben

VON P. BRUNO ROBECK OCIST

„Wir sind im Krieg.“ Mit diesen Worten wendete sich der französische Präsident Emmanuel Macron am 16.März 2020 an seine Landsleute. Er meinte damit einen „Gesundheitskrieg“ gegen einen unsichtbaren Feind.

Das Coronavirus kam überraschend und versetzte die gesamte Welt in Angst und Schrecken. Die vielen Todesopfer in den ersten Monaten der Pandemie ließen an einen unerbittlichen Feind denken. Dieser Gesundheitskrieg erforderte die entsprechenden Waffen und die passende Verteidigungsstrategie. Dazu gehörten die einschneidenden Lockdown-Maßnahmen. Das Leben aller Menschen war nicht nur beeinträchtigt, sondern lahmgelegt und blieb trotzdem gefährdet. Die Waffen, mit denen gekämpft werden musste, waren Solidarität, medizinische Geräte und Impfstoffe. Die Verteidigungsstrategie bestand in der Erarbeitung und Durchsetzung von Hygienekonzepten. Zwischendrin haben sich die Menschen selbst mobil gemacht. Die jüngeren und gesunden Menschen haben den Älteren und Kranken geholfen. Auf diese Art und Weise konnten wir das Coronavirus zurückdrängen und es in Schach halten.

Vor knapp drei Wochen versetzte der russische Präsident die ganze Welt in Angst und Schrecken. Wir mussten miterleben, wie ein einzelner Mensch in höchster Leitungsverantwortung dazu fähig ist, die rote Linie der menschlichen Grundrechte zu überschreiten. Mitten in Europa herrscht Krieg, der noch weiter eskalieren kann. Er droht, die Menschheit in den Abgrund zu stürzen. Hier zeigt die Logik der Gewalt ihr wahres Gesicht, das hässlicher nicht sein könnte. Gewalt bringt nur wieder Gewalt hervor. Ein Teufelskreis entsteht, aus dem es kaum ein Entrinnen geht. Jetzt wird die Dramatik der Situation offenbar. Jetzt wird der Ruf nach neuen Waffen laut, um sich angemessen verteidigen zu können. Traurigerweise wird jetzt außerdem die Schlagzeile verständlich: „Bischöfe begrüßen Waffenlieferung.“ Auch wenn es immer wieder – wie in der aktuellen Situation – machtvolle Interventionsmöglichkeiten gegen Aggressoren geben muss, so darf man doch nicht davon ausgehen, Probleme oder Konflikte grundsätzlich mit Gewalt lösen zu können. Diese Überzeugung scheint aber immer noch vorzuherrschen. Anders lässt es sich nicht erklären, dass viele Milliarden Dollar bzw. Euro in die Verteidigungshaushalte fließen, während sich die Friedensforschung und die Friedensarbeit mit wenigen Millionen zufrieden geben muss. Die Arbeit der UNO ist ein wichtiger Schritt auf dem Weg, Konflikte zu entschärfen und Kriege zu verhindern. Sie müsste jedoch mit viel mehr Mitteln und Menschen für diese überlebenswichtige Aufgabe ausgestattet sein.

Beim Coronavirus haben wir uns nicht von Angst leiten lassen, sondern gezielt nach medizinischen und menschlichen Wegen gesucht, um das Coronavirus auszubremsen. Bei Spannungen und Konflikten glauben wir noch immer an eine gewaltsame Problemlösung, obwohl wir sehen könnten, dass nur Begegnung und Austausch zum Frieden führen. Es ist dramatisch, dass sich die Mächtigen auch heute noch erst vor der Kulisse ausgebombter Städte und unzähliger Toter an den Verhandlungstisch setzen und nicht schon vor einer Gewalteskalation miteinander reden. Hier gilt das Wort Jesu. Obwohl Jesus genug Konflikte und Unheil kannte, gab er eine gewaltfreie Richtung vor: Selig, die dem Frieden dienen, denn sie werden Söhne und Töchter Gottes genannt werden.

Jede Profession hat ihre eigene Fachsprache. Sie ist notwendig, damit sich die Fachleute eines speziellen Forschungs- oder Erfahrungsbereichs verständigen können. In der letzten Zeit sind einige Fachgebiete in unseren Alltag eingedrungen. Ob wir wollen oder nicht, müssen wir uns mit unbekanntem Terminologien beschäftigen, um sprach- und handlungsfähig zu bleiben.

In der Coronapandemie haben wir viele Worte gelernt, die vorher nur Experten bekannt waren und die uns vor dem März 2020 auch nicht interessiert hätten. Dazu gehören Begriffe wie Aerosole, 7-Tage-Inzidenz oder auch Hospitalisierungsrate. Plötzlich wurden auch Hygienekonzepte wichtig, wo früher ein einfaches Händewaschen als Vorsichtsmaßnahme und Husten in die Armbeuge als Anstandsgebot gereicht hatten. Plötzlich interessierten sich fast alle für Lebend-, Tot-, Vektor- oder RNA-Impfstoffe. Weil die Impffrage jeden angeht, bildet sich jeder seine eigene Meinung. Da die meisten von uns jedoch keine Experten sind, bleibt unser Kenntnisstand oft fragmentarisch und anfällig für bewusst gestreute Fehlmeldungen. Trotz all dieser Schwierigkeiten suchen wir nach Worten und Lösungen für die Pandemie.

Der Ukrainekrieg drängt uns auch neue Worte auf, die wir bisher nicht kannten oder bewusst aus dem öffentlichen Diskurs herausgehalten haben. Da wird plötzlich unverhohlen von der menschenverachtenden Kriegsstrategie gesprochen, eine Stadt zu „ersticken“, indem man sie einkesselt, oder zu „verbrennen“, indem man sie kaputt bombt. In der Angst vor einem globalen Flächenbrand, der durch den Ukrainekrieg verursacht werden könnte, lernten wir das US-amerikanische „Defcon“-System mit seinen 5 Stufen zur Verteidigungsbereitschaft kennen. Es reicht von Stufe 5 zu Friedenszeiten bis zu Stufe 1 mit maximaler Einsatzbereitschaft unter möglichem Einschluss eines massiven Nuklearschlags. Wir werden fähig, über Krieg zu sprechen und die eigene Angst treibt uns selbst zur Gewaltanwendung. Da frage ich mich, wo die notwendige Gegenrede bleibt, die verhindert, in der eigenen Aufrüstung die einzige Chance zum Frieden zu sehen. Gerade jetzt müssen die Stimmen der Deeskalation, der Mediation und der Völkerverständigung laut werden. Nur sie führen zum dauerhaften Frieden nach dem zugegebener Weise etwas platten, aber doch wahren Apell: „Frieden schaffen ohne Waffen“. Die Zukunft der Menschheit liegt im Gespräch, nicht in der Gewalt.

Neben der Pandemie und dem Ukrainekrieg gibt es noch eine dritte globale Katastrophe, auf die wir zusteuern: den Klimawandel. Hier fehlen die Worte und die Beschäftigung mit den Phänomenen. Wir brauchen keine schönen Namen für Hoch- und Tiefdruckgebiete. Wir müssen verstehen, was Treibhauseffekt und 1,5-Grad-Limit bedeuten. Die Tragweite und auch die Tragik unserer Lebensweise muss uns bewusst werden, zugleich aber auch die zuversichtliche Perspektive, dass noch Zeit zum Handeln ist und dass jedes Zehntelgrad zählt.

Die Worte führen uns vom Denken ins Handeln. Dabei dürfen wir ein Wort nicht vergessen, das uns jeder menschlichen Eindimensionalität entreißt: das Wort Gottes. Es hilft, dass wir uns nicht selbst verabsolutieren, sondern als Glied der Menschheit und Teil der Schöpfung Gottes verstehen und dementsprechend handeln.